Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 9 (1915)
Heft: 10

Artikel: Prophetenbilder. VII., Jeremia (Schluss)
Autor: Liechtenhan, R.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-133557

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

dem wir sittlich, mit wenigen Ausnahmen, noch gar nicht gewachsen wären. Ein überzeugter Christ, welcher dem Staat auch in seiner Kriegsarbeit dient, kann es jedoch nur mit zerrissenem Herzen tun. Er muß leiden. Wird er aufrichtig leiden im Bewußtsein, einem bessern Zweck zu dienen, dann wird er auch dem Bessern zum Siege verhelfen. Auch viele weniger reine Opfer sind helfende Kräfte. Es ist schon etwas geholfen, wenn einmal jeder, der Christ sein will, zur Einsicht kommt, daß Gewalttat und Jesu Nachfolge nicht mit gutem Gewissen vereinbar sind.

Meine Freunde! Wir haben heute einiges vernommen, das nicht zu den gewohnten Bettagsgedanken gehört. Man ist sonst gewohnt, von der glänzenden Geschichte unseres Vaterlandes und seinen Heldensöhnen zu hören, der Männer zu gedenken, die in schweren Tagen des Landes schwankes Schifflein sicher durch die tobende Brandung des Völkerkrieges führten, Gott zu danken, daß unsere Heimat ein Eiland des Friedens geblieben ist. Das sind die Gedanken, von denen fast alle Pfarrer und vaterländischen Redner, Zeitungen und Erbauungsblätter, sprechen. Vielleicht sind einige wenig angenehm berührt, daß es nicht auch an dieser Stelle geschehen ist. Aber man möge doch bedenken, daß die Zeiten zu ernst sind, um sich mit altgewohnten Redensarten in süßen Schlaf oder vaterländische Begeisterung zu bringen. Es ist Zeit, wieder einmal christliche Wahrheiten unverhüllt zu sagen. Wohin die Welt mit ihren gewohnten Bettagen gekommen ist, hat jeder unter uns mit Grauen gesehen. Niemand wünscht, daß diese Zeit des Blutes und der Tränen wiederkehre. Wer das nicht mehr wünscht, muß aber auch den Weg wünschen, der zum Frieden Gottes führt, mag er auch noch so sauer erscheinen. Dieser Weg ist aber kein anderer als ein tieferes Sich-erfassen-lassen vom Geiste des Evangeliums. Darum klingt unsere Betrachtung in das Prophetenwort aus: O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort! Amen!

H. Domenig.

Prophetenbilder.

VII. Jeremia. (Schluß.)

Der Pharao Necho war auf seinem Siegeszug durch Syrien bis an den Euphrat vorgedrungen. Dort aber trat ihm Nebukadnezar von Babel, der schon den größten Teil des assyrischen Reiches unterworfen hatte, in den Weg. In Jerusalem meinte man, jetzt habe die Stunde der Befreiung vom ägyptischen Joch geschlagen. Wieder strömte das Volk in den Tempel, vermutlich um den Sieg der babylonischen Waffen zu erbeten. Jeremia, der die ganze Eitel-

keit dieser Hoffnungen durchschaute, aber selbst nicht den Tempel betreten durfte, schickte den Baruch hin, damit er das Buch, in das er die Worte Jeremias geschrieben hatte, vorlese. Diese Vorlesung wurde vom Königspalast aus beobachtet. Die in der Kanzlei versammelten „Fürsten", d. h. höhere Würdenträger, maßgebende Persönlichkeiten riefen Baruch zu sich in die Kanzlei. Als sie vom Inhalt des Buches Kenntnis genommen hatten, rieten sie dem Baruch, sich samt seinem Meister zu verbergen; das Buch wurde dem König gebracht; diesen versetzte die Vorlesung in eine unbändige Wut; er ließ sie, da Verfasser und Schreiber nicht in seiner Gewalt waren, an dem unschuldigen Papier aus und übergab es den Flammen. Jeremia aber und Baruch stellten einfach in ihrem Versteck eine neue Niederschrift her. Hier war die Drohung an Jojakim beigefügt, man werde nicht Totenklage um ihn halten, sondern ihn wie einen Esel verscharren.

Das Verhängnis ließ auch nicht lange auf sich warten. Necho wurde von Nebukadnezar besiegt und mußte seine asiatischen Besitzungen abtreten; bald erschien der Sieger selbst, um davon Besitz zu ergreifen; Jerusalem, das sich nicht ergeben wollte, wurde belagert. Während der Belagerung starb Jojakim. Sein Sohn Jechonia ergab sich nach einer Regierung von nur drei Monaten; in langer Kerkerhaft büßte er die Schuld seines Vaters. Der Feind drang in Stadt und Tempel und raubte, was an Schätzen zu finden war. Die königliche Familie, der wohlhabendere und gebildetere Teil der Bevölkerung, unter ihnen der Prophet Hesekiel, wurden in die Verbannung geschleppt. Ein Bruder Jojakims, Mathania, der wohl als Gegner des Widerstands bekannt war, wurde als babylonischer Vasall unter dem neuen Namen Zedekia mit der Regierung über die Zurückbleibenden betraut.

Für Jeremia war dieser Verlauf nur eine Bestätigung dessen, was er schon längst vorausgesagt hatte, und deshalb gab es jetzt für ihn nur einen Weg, die willige Unterwerfung unter die Babylonier. Das war für ihn nicht etwa bloß ein Gebot der Klugheit, es bedeutete ihm Gehorsam gegen Gottes Willen. Aber Viele in Jerusalem und unter den Verbannten konnten sich diese Ereignisse nicht mit ihren Vorstellungen von Gott reimen. Sie meinten, Gott dürfe sein Volk nicht in so tiefe Demütigung geraten lassen und konnten sich das Vorgefallene nicht anders deuten, als daß auf so unerträgliche — religiös unerträgliche — Erniedrigung eine umso wunderbarere Erhöhung folgen müsse. „Propheten" traten unter den Deportierten und den Zurückgebliebenen auf und verhießen, ehe zwei Jahre um seien, werde ihnen eine völlige Wiederherstellung geschenkt werden. Das Vertrauen auf Jahwes Macht und Hilfe war also nicht zusammengebrochen. Im Gegenteil, es nahm einen neuen Aufschwung; durfte man von Jahwe nicht Großes erwarten?

Hier zu widersprechen war für Jeremia besonders schwer. Er mußte den Schein auf sich nehmen, daß es ihm an Glauben fehle, daß er von Gott gering denke. Aber was seine Gegner für Gottvertrauen ansahen, erkannte er als einen bodenlosen Optimismus. Sie rechneten mit einem erträumten Gott, er redete im Namen des wirklichen Gottes, dessen Stimme er aus der Sprache der Ereignisse vernommen hatte und der die Dauer der babylonischen Fremdherrschaft wollte. Träumer schilt der Prophet diese angeblichen Propheten; er wird nicht müde, vor ihnen zu warnen. In einem Brief ermahnt er die Deportierten, sich auf den Boden der Tatsachen zu stellen und sich in Babel bleibend einzurichten, Häuser zu bauen, Gärten zu pflanzen, Familien zu gründen und aufs Beste der Stadt, wo sie wohnten, bedacht zu sein. Denn die Träumer, die baldige Rückkehr verhießen, seien nicht von Jahwe gesandt. 70 Jahre werde das Exil dauern, d. h. erst der zweiten und dritten Generation werde die Rückkehr beschieden sein. Freilich fehlen in diesem Brief die tröstlichen Worte nicht. Auch fern von der Heimat sind die Verbannten von Jahwe nicht fern, auch dort dürften und sollten sie ihn anrufen — das ist dem antiken Denken, wo man dem Gott nur in seinem Land dienen zu können meint, gar nicht so selbstverständlich; es ist nicht eine billige Trostphrase, sondern eine neue Verkündigung: „Denn ich weiß wohl, was ich mit euch im Sinne habe, spricht Jahwe, nämlich Gedanken des Friedens und nicht des Leides, euch zu geben Zukunft und Hoffnung. Ihr werdet mich anrufen und ich will mein Ohr zu euch neigen. Ihr werdet zu mir beten und ich will euch erhören. Ihr werdet mich suchen und finden. Wenn ihr mich von ganzem Herzen sucht, so will ich mich von euch finden lassen" (29, 1—12). Aber zuvor müssen sie den Kelch des Leidens bis auf den Grund leeren; anders kommt die bessere Zukunft nicht, als so, daß sie im Innersten anders werden und Gott von ganzem Herzen, nicht bloß mit ein paar Opfern und Feiern suchen. Die Erkenntnis vom Segen und der göttlichen Pädagogik des Leides, daß Gottes Gerichte nicht richterlichem Zorn, sondern väterlicher Liebe entspringen, ist wohl nicht völlig neu; aber hier erhält sie ihren klassischen Ausdruck, und die Auffassung dieses Segens ist tiefer, innerlicher als zuvor.

Diese Gedanken stießen freilich auf Verständnislosigkeit; die Antwort auf diesen Brief war eine Denunziation Jeremias bei den Priestern von Jerusalem. Ebenso hart war auch der Widerstand in der Heimat. Hier hatte die religiös-patriotische Begeisterung die Siedehitze erreicht; sie äußerte sich im Auftreten von Propheten, die Verheißungen der Wiederherstellung wollten bekommen haben, sie verdichtete sich schließlich in dem Plane eines Bündnisses aller syrisch-phönizischen Kleinstaaten zu einem gemeinsamen Aufstand. In Jerusalem versammelten sich die Gesandten der Ver-

bündeten, um die Aktion zu beraten. Man hatte sie durch die Straßen der Stadt einrücken gesehen, von Mund zu Mund ging es, warum sie gekommen seien, auch dem Jeremia blieb es nicht verborgen. Plötzlich sieht man ihn in einem merkwürdigen Aufzug durch die Straßen schreiten, wohl verfolgt von der lärmenden Gassenjugend, die es mit einem Verrückten zu tun zu haben glaubt; wie ein Zugtier trägt er ein Joch auf dem Nacken und steuert gerade auf die Burg los, wo die Gesandten Beratung pflegen. Unverhofft erscheint er im Kreise und spricht: „Hinein mit euerm Nacken in das Joch des Königs von Babel! Dienet ihm und seinem Volk, dann bleibt ihr am Leben.“ Es ist eine der sinnbildlichen, bei den Propheten häufigen Handlungen, welche die Zukunft binden sollen.

Offenbar machte er damit einen tiefen Eindruck, so daß für diesmal der Aufstand unterblieb. Aber die Kriegspartei setzte ihre Umtriebe fort; deshalb ließ sich auch Jeremia immer wieder in diesem Aufzug blicken, um seine Botschaft dem Bewußtsein gegenwärtig zu halten. Da geschah es einmal, daß einer seiner Gegner, der Prophet Hanania, in seiner Gegenwart im Tempel gegen seine Warnung protestierend baldige Wiederherstellung verhieß. Jeremia antwortete: „Amen! Möchte Jahwe so handeln! Möchte Jahwe deine Worte, die du prophezeit hast, erfüllen! Aber höre doch dieses Wort, das ich dir und dem ganzen Volk in die Ohren rufe: die Propheten, die vor mir und dir gelebt haben von Urzeiten her, die haben über viele Länder und große Königreiche vom Krieg geweissagt. Der Prophet aber, der vom Frieden weissagt — wenn das Wort eintrifft, dann wird man den Propheten erkennen, den Jahwe in Wahrheit gesandt hat.“ Das will sagen: niemand wünscht sehnlicher als ich, daß du Recht behalten möchtest. Aber die großen Propheten waren Unglücksboten, dem Glückspropheten mißtraut man bis er sich durch Erfüllung seiner Weissagungen legitimiert hat. Hanania, statt dieses Argument zu widerlegen, ergreift mit pathetischer Geste Jeremias Joch und zerbricht es mit den Worten: „So hat Jahwe gesprochen: ebenso zerbreche ich das Joch des Königs von Babel auf dem Nacken aller Völker.“ Doch unbeirrt, wenn auch schweigend, geht Jeremia seines Weges. Und bald sieht man ihn wieder auf der Straße, mit einem eisernen Joch an Stelle des hölzernen angetan; dem Hanania verkündet er: „So spricht Jahwe: ein Joch von Holz hast du zerbrochen; ich mache statt dessen ein Joch von Eisen“, d. h. jeder Versuch, die babylonische Knechtschaft abzuschütteln, wird sie nur verschärfen. Persönlich prophezeit er seinem Gegner einen baldigen Tod, und die Erfüllung dieser Weissagung mag Jeremias Ansehen für einige Zeit erhöht haben (Kap. 27 und 28).

Es sind zwei Religionsstufen, zwei verschiedene Arten von Gottvertrauen, die hier zusammenstoßen. Gegenüber dem religiösen

Optimismus, der den „lieben Gott" zum Diener der eigenen Wünsche macht, vertritt Jeremia den Gott der unerbittlichen Heiligkeit, vor dem nichts bestehen kann, was seine Bestimmung nicht erfüllt, dessen Plänen die Menschheit dienen soll. Ist Gott um der Menschen willen da oder die Menschen um Gottes willen? Um diese Frage handelt es sich zwischen Hanania und Jeremia. Und weil dieser nur den heiligen Gott kennt, erscheinen ihm auch die Unheilpropheten als die einzig wirklichen Träger seines Geistes, nicht aber die Heilspropheten, welche jener Willkür dienen, die vor Buße, Opfern, Ergebung zurückweicht. Bevor sich ihre Prophezeiungen erfüllt haben, kann Jeremia nicht an ihre Gemeinschaft mit Gott glauben, kann er ihre Verheißungen nicht für etwas Anderes als leere Träume, als Phantasien halten; dann sollten sie aber auch so ehrlich sein, sie für nichts anderes als Träume auszugeben. „Was hat Stroh mit dem Korn gemein? fragt Jeremia; ist Gottes Wort nicht wie ein Feuer? Nicht wie ein Hammer, der Felsen zerschmettert?"

Jeremia lehnt es auch ab, in irgendwelchen äußern Formen des Visionären, Ekstatischen das Kennzeichen der Echtheit der Gottesbegeisterung zu erkennen; ihm ist das schlichte, klare Gotteswort lieber als dieses enthusiastische Treiben, auf das seine Gegner und das Volk so großes Gewicht legen. Nein, an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, sagt schon Jeremia:

„Standen sie in meinem Rat,
So mögen sie mein Wort reden zum Volk,
Es zurückbringen von seinem Weg
Und seiner Taten Schlechtigkeit. (23, 22.)

Sittliche Wirkungen sind die einzige Legitimation des Göttlichen; wo wir die nicht finden, wo man gegen den natürlichen Menschen nachgiebig ist, steht auch Gott nicht dahinter, haben wir es mit der religiösen Lüge zu tun.

Auf die Dauer vermochte aber Jeremia den religiös-patriotischen Taumel nicht zu bannen. Zedekia, der nicht so verdorben war, daß er für des Propheten Größe kein Organ besessen hätte, aber auch nicht so charakterfest, daß er entschlossen zu ihm gehalten hätte, ließ sich, offenbar unter dem Einfluß ägyptischer Versprechungen, vielleicht auch ägyptischen Geldes, zum Abfall gegen die Babylonier bewegen. Unermüdlich warnte Jeremia. Er lehnte es auch ab, für das Volk Fürbitte einzulegen; er wollte nicht für den Erfolg eines Unternehmens beten, das er als Gottlosigkeit beurteilte und dessen Nutzlosigkeit er voraussah. Schon als ein babylonisches Heer vor Jerusalem lag, forderte er nicht bloß den König, sondern die Einzelnen zur Uebergabe auf; er selbst wollte in der Stadt aushalten, aber wer sein Leben retten wollte, der sollte hinausgehen. Nochmals schien eine Wendung zum Guten einzutreten. Als Nebukadnezar vernahm, ein ägyptisches Entsatzheer rücke heran, hob er die Belagerung auf, um im offenen Felde

seinem Feinde zu begegnen. In Jerusalem glaubte man, die Stunde der Befreiung habe geschlagen. Der verfrühte Siegesjubel äußerte sich bezeichnender Weise darin, daß man die Sklaven, die man in der Stunde der Angst, des altgeheiligten Brauches des Freijahrs, der Freilassung im siebenten Jahr, sich erinnernd freigelassen hatte, nun wieder einfing. Jeremias Zorn entbrannte darüber: „So spricht Jahwe, rief er aus: So will ich nun auch für Krieg, Hunger und Pest ein Freijahr über euch ausrufen!"

Jeremia selbst wollte während dieser Zeit, wo die Babylonier abgezogen waren, einer geschäftlichen Besorgung halber in seine Heimatstadt Anathoth hinausgehen. Da wurde er von der Torwache des versuchten Ueberlaufs beschuldigt, gefangen gesetzt und in ein unterirdisches Verließ geworfen. Der König, der wie alle willensschwachen Menschen sich mehr von Schicksalszeichen und Vorbedeutungen als von Einsichten und Gewissensurteilen leiten ließ, zitierte ihn heimlich zu sich und fragte ihn um ein Orakel. Jeremia konnte nur seine frühern Worte wiederholen, erwirkte aber doch eine Erleichterung seiner Haft; er durfte seinen Kerker mit dem Wachthof vertauschen. Als er aber dort mit seiner Meinung nicht zurückhielt und immer wieder zur Uebergabe aufforderte, beschloß die Kamarilla von Unverantwortlichen, die das Heft in den Händen hatte und auch den König tyrannisierte, ihn unschädlich zu machen. Sie warfen ihn in eine halbvertrocknete Zisterne, damit er dort im Schlamm elend umkomme. Doch ein Kämmerer des Königs, ein Mohr, also ein Heide, erwirkt vom König die Erlaubnis, den Propheten wieder heraufzuziehen. Jeremia kehrt in den Kasernenhof zurück und verbleibt da bis zum Fall der Stadt.

Als eine Bresche in die Mauer gelegt war, versuchte Zedekia zu fliehen, ward aber aufgegriffen, mußte noch zusehen, wie seine Söhne niedergemetzelt wurden, dann wurde er geblendet und nach Babel geschleppt. Jerusalem wurde dem Erdboden gleichgemacht, der größte Teil der Bevölkerung deportiert. Jeremia wurde die Wahl gelassen und er entschied sich für das Zurückbleiben im Lande mit einem geringen Rest. Der Statthalter Gedalia, einer seiner Anhänger, machte sich, von Jeremia als seinem Ratgeber unterstützt, mit gutem Erfolg daran, im Land wieder geordnete Zustände herbeizuführen. Da — eine neue unheilbare Enttäuschung — fiel der tüchtige Mann der Privatrache eines gemeinen Menschen, eines Verwandten des Königshauses, zum Opfer. Die ratlose Schar fragte Jeremia, was nun Gottes Wille sei, sie schworen sogar, nach seinem Spruch zu handeln. Doch als derselbe nicht nach ihrem Sinn ausfiel: sie sollten im Lande bleiben, verdächtigten sie ihn und Baruch, in babylonischem Solde zu stehen und zwangen beide Männer, mit ihnen nach Aegypten auszuwandern. In der ersten ägyptischen Stadt prophezeite Jeremia, Nebukadnezar werde hier seinen Thron aufschlagen — er tat es in der sinnbildlichen Weise,

daß er selbst ein paar Steine als Fundament für des Babyloniers künftigen Thron in den Boden versenke — und sein Schwert werde die Flüchtigen in Aegypten erst recht treffen. Zuletzt mußte er noch protestieren gegen einen graßen Rückfall ins Heidentum. Er sah, wie die Frauen Kuchen bucken von der Art, wie man sie der „Himmelskönigin", der babylonischen Astarte, darzubringen pflegte. Als er sie darob zur Rede stellte, erklärten sie ihm frech heraus, sie täten es in Erfüllung eines Gelübdes, im Einverständnis ihrer Männer; denn seit dieser Kult aufgehört habe, habe auch das Unglück nicht aufgehört. Darin dokumentierte sich nun allerdings eine innere Blindheit, mit der keine Diskussion möglich war. In furchtbarem Grimm schleuderte ihnen Jeremia die Worte entgegen:

So haltet in Ehren euer Gelübde!
Ja tut's, erfüllt es!
Darum vernehmet das Wort Jahwes:
Sieh, ich schwöre bei meinem Namen,
Nicht wird mehr mein Name ertönen
Aus dem Munde eines Judäers,
Daß er spreche: So wahr Jahwe lebt!
Im Land der Aegypter! (44, 25—28.)

So seid ihr auch nicht mehr wert, seinen Namen auszusprechen, will er sagen, so ist das Band zwischen ihm und euch zerschnitten. Das ist das Letzte, was von ihm erzählt wird. Die spätere Legende, die berichtet, er habe unter den Steinwürfen seiner Volksgenossen seine Seele ausgehaucht, hat eine große innere Wahrscheinlichkeit für sich. Die Erfolglosigkeit, die schon im Leben alle seine Schritte begleitet hatte, war auch der letzte Eindruck des Sterbenden.

Unerträglich wäre dieses Leben gewesen, wenn ihm nicht zweierlei über die Tiefe des Leides hinweggeholfen hätte: sein Verkehr des Herzens mit Gott und seine Hoffnung.

Wir finden im Buch Jeremia eine ganze Reihe von Gedichten, die nicht zur prophetischen Verkündigung gehören, sondern Bekenntnisse sind, dem dichterischen Bedürfnis entsprungen, inneren Seelenvorgängen Worte zu verleihen, durch dichterische Darstellung die Seele von der Last dieser Vorgänge zu befreien.

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide,"

das hätte kaum je ein Mensch so wie Jeremia von sich sagen können.

Es kommen immer wieder Stunden, wo dem Propheten sein Schicksal, seine Einsamkeit, die verständnislose und böswillige Anfeindung von allen Seiten einfach unerträglich wird. So tief wird seine Niedergeschlagenheit, daß er in die Klage ausbricht:

Verflucht der Tag, da ich geboren ward,
Da meine Mutter mich zur Weilt gebracht,
Bar alles Segens soll er sein!
Verflucht der Mann, der da zum Vater kam,
Die Freudenbotschaft ihm zu bringen:
„Du hast ein Kind, es ist ein Knabe,"

Und ihn damit so hoch erfreute! . . .
Warum nur kam ich aus der Mutter Schoß,
Um Mühsal nur zu sehn und Kummer,
In Schmach die Tage zuzubringen! (20, 14—18).

Ja, die Leidenschaft seiner Schwermut versteigt sich sogar zu Anklagen wider Gott selbst:

Warum ward ewig mein Schmerz,
Meine Wunde unheilbar?
Du bist mir zum Trugbach geworden,
Zum Wasser, auf das kein Verlaß ist! (15, 18),

d. h. wie ein Talgrund, der den durstigen Wanderer eine sprudelnde Quelle erhoffen, aber nur ein trockenes Bachbett finden läßt. Jeremia hat sich seine Aufgabe schwer vorgestellt, aber doch nicht so schwer, wie sie wirklich geworden ist. Er fühlt sich wie von Gott betrogen:

„Du hast mich betört, und ich ließ mich betören,
Du packtest mich und wardst Meister,
Ich ward zum Gelächter beständig,
Ein jeder spottet meiner . . .
Das Gotteswort ward mir zur Schmach,
Zum Hohne den ganzen Tag! (20, 7. 8.)

Ja, seine Erbitterung wurde so groß, daß er Gott seinen Dienst aufkündete:

Da sprach ich: ich will ihn vergessen,
Rede nicht mehr in seinem Namen!
Doch da ward's in mir wie Feuer,
Verschlossen in meinen Gebeinen;
Vergeblich versucht' ich's zu halten,
Ich vermocht' es nicht zu ertragen." (20, 9.)

So brachte es Jeremia nicht fertig, dem prophetischen Zwang zu widerstehen. Das Schweigen war ihm noch viel unerträglicher als das Reden; er spürte, er gehörte nicht mehr sich selbst, er gehörte ganz seinem Beruf und seinem Gott.

Aber eben, warum brachte ihm die Treue gegen seinen Beruf so unendliche Seelenqualen? Die furchtbare Frage nach dem Leiden des Gerechten, während die Frevler Glück und Erfolg haben, begleitet Jeremia durch sein ganzes Leben. Schüchtern nur wagt sie sich zuerst hervor, er weiß, Jahwe bleibt im Recht, wenn er mit ihm hadert, und doch läßt ihm die Frage nach dieser Ungleichheit der Geschicke keine Ruhe. Ja, plötzlich bricht die Unruhe seines Herzens in die leidenschaftliche Verwünschung aus:

Du, Jahwe, kennst mich ja,
Prüfst, wie zu dir mein Herz steht:
Raffe sie hinweg, wie Schafe zum Schlachten,
Weihe sie dir zum Tage des Würgens!

Aber augenblicklich erwacht auch wieder die Reue über dieses Vergessen des bessern Selbst, und er vernimmt die göttliche Antwort in Form der vorwurfsvollen Frage:

Fußgänger machten dich schon müde,
Wie willst du denn mit Rossen laufen?
Und fliehst du schon in sichrer Landschaft,
Was willst du tun im Schilf des Jordans? (12, 1—6.)

Das will sagen: schon unter der bisherigen Last des Schicksals bricht dein Gemüt und dein Glaube zusammen; wie willst du dann den noch viel schwereren Aufgaben gewachsen sein, die noch auf dich warten? Das ist zwar keine Lösung des Problems; aber du brauchst es gar nicht zu lösen, du sollst bloß den Weg treuen Gehorsams gehen ohne ihn zu begreifen, so lautet die göttliche Antwort.

Aber immer wieder drückt diese ungelöste Frage den Propheten nieder. Er ruft Gott selbst zum Zeugen dafür an, daß er ja nie das Unheil, das er zu verkündigen hatte, auch gewünscht habe; nein, im Gegenteil, wie oft hat er Fürbitte einlegen wollen, ja Gott um das Glück der Feinde bestürmt! Und nun muß er den schwärzesten Undank erleben! Sehnlich verlangt er danach, Gottes Vergeltung an ihnen zu schauen. Wir dürfen dieses Verlangen ja nicht etwa als Rachgier auslegen; nein, es entspringt einfach dem Bedürfnis, etwas zu schauen von einer sittlichen Weltordnung. Jeremia möchte es erleben, daß es doch nicht umsonst ist, sich an Gott zu halten. Aber alsbald empfindet sein zartes Gewissen wieder das Ungehörige solcher Wünsche, er schämt sich seiner Schwäche und vernimmt die göttliche Antwort:

„Kehr um, so laß' ich dich umkehren,
Daß du mir wieder dienest!
Wenn du das Edle in dir
Von allem niedrigen scheidest,
So darfst du mein Mund sein!
Hebe sie zu dir empor,
Steige nicht zu ihnen hinunter,
So mach ich dich für dies Volk da
Zur festen, ehernen Mauer.
Umsonst werden sie wider dich kämpfen,
Denn ich bin mit dir und rette dich." (20, 19. 20.)

Der göttliche Beruf ist für ihn eine übermenschliche Ehre. Wer dieser gewürdigt ist, darf nicht nach dem trivialen Glück der Durchschnittsmenschen verlangen, und seine einzige Sorge soll sein, dieser Ehre würdig zu bleiben. Das Bewußtsein, Gott auf seiner Seite zu haben, soll ihm genug sein, soll ihm Kraft und Trost spenden.

So erleichtert sich seine gepreßte Seele etwa in Seufzern wie: „Heile du mich, so werde ich heil, hilf du mir, so ist mir geholfen, denn meinen Lobpreis bist du!" Oder er beruhigt sich in der Zuversicht: „Dir habe ich meine Sache befohlen." Am triumphierensten kommt aber das Gottes Frohwerden zum Ausdruck in dem Psalm, den dem Jeremia abzusprechen ich keinen triftigen Grund finde:

Verflucht der Mann,
Der sich verläßt auf Menschen,
Fleisch macht zu seinem Arm,
Des Herz von Jahwe weicht!
Der gleicht der Steppenpflanze,
Wird Gutes nicht erleben,
Haust in verbrannter Wüste,
Im unbewohnten Salzland.

Gesegnet ist der Mann,
Der sich verläßt auf Jahwe!
Der gleicht dem Baum am Wasser,
Zum Bach die Wurzeln sendend.
Er bangt nicht, kommt auch die Hitze,
Grün bleiben seine Blätter.
Er fürchtet ein dürres Jahr nicht,
Bringt unablässig Früchte. (17, 5—8.)

Man muß aus diesen scheinbar so abgeklärten Worten das trotzige Dennoch, die ganze verhaltene Leidenschaft des Propheten heraushören, dann werden sie zum Dokument des durch alle Tiefe des Leides unbesiegten Glaubens. Nicht das falsche Dogma, daß es dem Frommen gut und dem Gottlosen schlimm gehe, ist darin ausgesprochen, wie schon behauptet worden ist, sondern der Glaube an den unzerstörbaren Wert der Treue, die lieber die ganze Welt opfert als von Gott zu lassen. Die Höhe des neutestamentlichen Wortes: „Wer sein Leben finden will, der wird es verlieren; wer es aber verliert um meinetwillen, der wird es finden", ist hier schon von Jeremia ergriffen worden.

Freilich, ein Trost, aus dem der Opfergeist des neuen Testaments Kraft zieht, hat dem Jeremia noch nicht geleuchtet: der persönliche Ewigkeitsglaube. Er hat ihn nicht abgelehnt; er scheint ihm einfach unbekannt; es gibt genug Stellen, wo er davon reden müßte, wenn er diesen Glauben kennte. Uns Heutigen ist es ja psychologisch unverständlich, daß einem religiösen Menschen wie Jeremia diese Frage gar nicht kommt. Aber wir stehen vor der Tatsache, daß sie gar nicht berührt wird. Und es scheint, daß das ganze Volk sie ebensowenig gekannt hat.

Jeremias Hoffnung richtet sich auf die Zukunft seines Volkes und vor allem die Zukunft der Sache Gottes. Das sind ja die großen Anliegen, hinter denen sein persönliches Schicksal verschwindet; daß er den ganzen politischen Zusammenbruch nicht für etwas Definitives, sondern für eine Krisis hält, durch die eine bessere Zukunft vorbereitet wird, das haben wir schon erwähnt. Auch das Exil hat ein Ende, Gott wird sich von dem Volk, das ihn von ganzem Herzen sucht, finden lassen. In der Zeit der größten Bedrängnis spricht er die Hoffnung aus, daß man in diesem Lande wieder säen und ernten wird; ja in dieser Hoffnung tritt er schon auf ein Angebot eines Vetters ein, der ihm, als dem nächstens Verwandten, während der Belagerung Jerusalems ein Stück Erbbesitz der Familie zum Kauf anbietet. Nicht nur Juda, auch das ältere Brudervolk Ephraim, das vor hundert Jahren den Untergang durch die Assyrer fand, darf zurückkehren, die Stammmutter Rahel, die der Volksglaube in der Nähe ihres Grabes in Rama um die verlorenen Kinder wollte weinen hören, darf ihre Thränen trocknen, auf die Periode des Ausreutens und Einreißens folgt eine solche des Bauens und Pflanzens:

„Gnade fand in der Wüste
Ein Volk der dem Schwert Entronnenen,
Da Israel wanderte zu seiner Ruhe.
Von fern her erschien mir Jahwe:
Unwandelbar liebte ich dich
Und zog dich zu mir aus Gnade.
Noch einmal will ich dich aufbau'n,
Du Jungfrau Israel,
Dann sollst du dich schmücken mit Pauken
Und auszieh'n im fröhlichen Reigen,
Noch einmal Weinberge pflanzen,
Dort auf Samarias Höhen,
Ja du sollst pflanzen und jauchzen." (31, 2—5.)

Diese nationale Hoffnung ist von der religiösen nicht zu trennen. Ein neuer Sproß des Davidischen Hauses wird königlich und weise herrschen, Ruhe und Gerechtigkeit im Lande aufrichten, das Volk wird sicher wohnen, und sein Name wird sein: „Jahwe unsere Gerechtigkeit." Das ist eine deutliche Anspielung auf den Namen des letzten Königs Judas, den er sich erst bei seiner Thronbesteigung beilegte: Zedekia; der künftige König wird das wirklich sein, was der Name der jetzigen wie zum Hohn bedeutet: Gerechtigkeit Jahwes. Daß die vornehmste prophetische Forderung, Gerechtigkeit, durch Gottes Macht verwirklicht sei, das ist das Ziel der Hoffnung Jeremias.

So schonungslos die Drohungen Jeremias wider den Tempel gewesen waren, so gering die Rolle war, die der Tempel in seiner eigenen Frömmigkeit spielte, so fehlt er doch nicht im Zukunftsbild des Propheten. Die Wächter auf Ephraims Bergen werden wieder rufen: „Auf, wir wollen nach Zion hinauf, zu Jahwe, unserm Gott!" Man wird wieder rufen: „Es segne dich Jahwe, Gefilde der Gerechtigkeit, heiliger Berg." Freilich, daß das höchstverehrte Sinnbild der göttlichen Gegenwart im Tempel, der sichtbare Thron des Unsichtbaren, die Bundeslade, die mit dem alten Tempel verbrannt ist, nicht mehr da sein wird, das beunruhigt Jeremia nicht, darüber vermag er das Volk zu trösten: niemand wird mehr nach ihr fragen, denn man wird Jerusalem selbst „Thron Jahwes" nennen, und alle Völker werden sich daselbst versammeln. Gott wird also von aller Welt Verehrung empfangen, darin nimmt Jeremia die universale Hoffnung wieder auf, die uns schon bei Jesaja begegnete. Und diese Religion der Zukunft, oder sagen wir lieber, diese neue Gemeinschaft Gottes mit der Menschheit wird keine sinnliche Vermittlung durch heilige Dinge wie die Bundeslade mehr brauchen, sie wird geistiger Art sein.

Und sie wird innerlich sein, ihre Stätte, ihr Kraftquell wird im Herzen der Menschen wohnen, sie wird vom Zentrum aus aufgerichtet. Es ist nicht etwa Innerlichkeit in dem üblen Sinn, daß die Frömmigkeit auf ein verborgenes Heiligtum der Seele beschränkt bliebe. Nein, so sehr Jeremia ein ganz persönliches

Verhältnis zu Gott hat, so ist er doch nicht religiöser Individualist; auch ihm ist Religion ein Bund Gottes mit dem Volk: „ich will euer Gott sein und ihr sollt mein Volk sein", das ist für Jeremia die religiöse Grundvoraussetzung. Seine Innerlichkeit besteht in dem Gegensatz gegen alles Statutarische, Aeußerliche, Gesetzliche und Gemachte in der Religion. Er hat aus seinen bittern Erfahrungen mit dem Reformwerk des Josia etwa gelernt. Er weiß, daß man einen religiösen Fortschritt nicht von außen her befehlen kann, sondern daß er einer innern Erneuerung und Erweckung entspringen muß. Er hat, wie später Paulus und Luther, die Ohnmacht des Gesetzes, die Unfreiheit des Menschen erlebt und sucht deshalb das Heil nicht in einer Moralpredigt, sondern in der Erlösung. Der Mensch kann nicht in jedem Augenblick tun, was ihm beliebt; er muß in seinem Kern anders werden, um überhaupt das Gute tun zu können; besitzt er aber die Erlösung, den freien, freudigen Trieb zu Gott hin, dann bedarf er keines Gesetzes mehr. Aus der Sehnsucht nach dieser herrlichen Freiheit der Kinder Gottes ist die klassische Verheißung geboren, mit der wir dem Lebensbild Jeremias den krönenden Abschluß geben möchten:

Siehe, Tage kommen, spricht Jahwe,
Da schließe ich mit dem Haus Israel einen neuen Bund.
Nicht einen Bund, wie ich ihn schloß mit ihren Vätern,
Als ich sie bei der Hand nahm, sie aus Aegypten zu führen —
Den sie brachen, daß ich ihrer überdrüssig ward.
Nein, das ist der Bund, den ich mit Israel schließe
Nach diesen Tagen, ist der Spruch Jahwes:
Ich gebe mein Gesetz in ihr Inneres
Und schreibe es in ihr Herz,
Ich will ihr Gott sein und sie sollen mein Volk sein.
Nicht belehrt man den Nächsten
Und sagt zu seinem Bruder: erkenne den Herrn!
Denn sie alle werden mich erkennen,
Jung und alt, ist der Spruch Jahwes. (31, 31—34.)

R. Liechtenhan.[1])

Weltverbesserer.

Wer von uns sollte nicht den Ton kennen, in dem das Lied von den „unverbesserlichen Weltverbesserern" gesungen zu werden pflegt, diesen Ton der Ueberlegenheit und realpolitisch gesättigter Welterfahrung, mit dem man alle wahrhaft fortschrittlichen Bestrebungen abzulehnen für gut findet? Sind es nicht in erster Linie oft die Geistlichen, die das Bedürfnis fühlen, dem Verdacht eines boden-

[1]) Wir machen darauf aufmerksam, daß von dem Verfasser dieses Aufsatzes in den „Religionsgeschichtlichen Volksbüchern" eine ausgezeichnete Monographie über „Jeremia" erschienen ist, die wir denen empfehlen, die diese Prophetengestalt noch genauer kennen lernen möchten. Die Red.